

Der *Spätstarter*

Der Pianist **Richard Goode** über
Lampenfieber, Beethoven-Zyklen und tonale Ohren

Von Arnt Cobbers

Er war einer der zehn „unterschätzten Großmeister“, die Matthias Kornemann im FONO FORUM 1/18 ins Rampenlicht rückte. Der New Yorker Pianist, der in den USA aber doch eine große Nummer ist, hat zwar seit zehn Jahren keine CD mehr aufgenommen, aber seine Beethoven-Konzert- und Sonatenzyklen (bei Nonesuch) sind noch immer greifbar. Anfang März spielte er mit dem Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin Mozarts Klavierkonzert Nr. 5 B-Dur, und nach der ersten Probe ergab sich die Chance auf ein Gespräch.

Richard Goode ist ein freundlicher, völlig unprätentiöser Mensch mit einem feinen Humor.

Mr. Goode, wie ist es, mit 76 Jahren zu debütieren?

Ich könnte noch so manches Debüt geben – es gibt viele Orchester, mit denen ich noch nicht gespielt habe. Das ist immer schön. Aber es hängt natürlich auch vom Dirigenten ab, wie man miteinander auskommt und ob man dieselben musikalischen Ziele hat.

Sind Sie immer noch neugierig auf Orchester und Dirigenten?

Ich habe vermutlich mit weniger Orchestern gespielt als die meisten Pianisten. Ich spiele gern mit Orchestern, und Mozart-Konzerte zu spielen liebe ich, das ist das, was ich jetzt am häufigsten tue. Aber ich habe immer lieber solo gespielt. Ich habe anfangs meist Kammermusik gemacht, und das mochte ich auch, aber ich wollte

ich die Beethoven-Sonaten als Zyklus aufgeführt und aufgenommen hatte. Da war ich fast 40.

Man erzählt sich, dass Sie an starkem Lampenfieber gelitten haben. Das merkt man Ihnen nicht mehr an.

Man lernt, das Lampenfieber zu überspielen. Ehrlich gesagt kenne ich wenige Kollegen, die kein Lampenfieber haben.

„Ich habe tonale Ohren.
Die hatte ich schon früh und
bin sie nie losgeworden.“

Wie haben Sie Ihres besiegt?

Gar nicht. (*lacht*) Ich habe einige Konzerte gegeben, die mir schwer gefallen sind genau aus dem Grund. Man hat mir

immer meine eigenen Entscheidungen treffen, und das geht nur, wenn man solo spielt. Außerdem: Bei einem Orchesterkonzert geht man auf die Bühne, und nach einer halben Stunde ist es vorbei. Bei einem Solorezital geht es da erst richtig los.

Haben Sie wirklich erst mit 40 Jahren begonnen, Solo-Abende zu geben?

Nein, ich habe schon vorher solo gespielt. Aber richtig Fahrt aufgenommen hat meine Karriere erst, nachdem

dann gesagt: Das ist doch nicht dein erstes Konzert, du hast doch bestimmt schon tausend Konzerte gegeben. Aber es fühlt sich an, als würde ich zum tausendsten Mal mein erstes Konzert geben. Lampenfieber hört nie auf. Aber man lernt, damit besser umzugehen.

Haben Sie einen Rat?

Nicht wirklich. Man sollte zumindest die Stücke, die man spielt, sehr gut kennen. Ich hatte einen wunderbaren Lehrer, allerdings nur für wenige Stun-



den: den Sohn von Artur Schnabel, Karl Ulrich Schnabel. Er wusste fast alles über Musik, und so habe ich ihn eines Tages gefragt: Wie gehen Sie mit Lampenfieber um? Und er sagte: Es ist sehr einfach. Wenn ich nervös und unsicher werde auf der Bühne, stelle ich mir vor, dass neben mir ein Stuhl steht, und auf dem liegt ein großer Stock, und mit dem schlage ich mich, bis ich aufhöre, nervös zu sein. Ich fand das keinen guten Rat und hab ihn nie wieder nach der psychologischen Seite des Spielens gefragt. Aber er hat mir auch erzählt, dass sein Vater nie frei von Lampenfieber war und die Konzerttage oft auf der Toilette verbracht hat. Zu hören, dass dieser fantastische Musiker auch unter Lampenfieber litt, hat mir wahrscheinlich mehr geholfen als jeder Rat, den er mit hätte geben können.

Fühlen Sie sich inzwischen wohl auf der Bühne?

Wenn ich Glück habe, fühle ich mich auf der Bühne nicht nur wohl, sondern auch inspiriert. Das ist bei mir

gewachsen – vermutlich auch deshalb, weil ich jetzt aus den Noten spiele. Ich habe früher grundsätzlich auswendig gespielt, jetzt spiele ich nur noch aus den Noten. Natürlich wird die Basisarbeit zu Hause getan, und ich denke es war Menahem Pressler, der gesagt hat: Wenn er 75 Prozent von dem,

„Der beste Weg, Musik zu erleben, ist, sie zu spielen. Das Zweitbeste, sie im Konzert zu hören.“

was er zu Hause spielt, auf der Bühne spielen kann, ist er glücklich. Mir geht es inzwischen anders: Ich merke, dass ich manchmal wirklich inspiriert bin und Sachen spiele, wie ich sie sonst nicht spielen würde. Vielleicht fühle ich sie auch nur intensiver als je zuvor. Es bereitet mir viel Freude, wenn die Dinge ein Eigenleben bekommen.

Wie detailliert sprechen Sie sich mit dem Dirigenten vorher ab?

Das ist unterschiedlich. Manchmal ist die Absprache ziemlich detailliert, manchmal bespricht man nur einige

wichtige Stellen oder sogar nur die grundlegenden Fraen. Vieles entwickelt sich in der ersten Probe. Manche Dinge muss man spielen, die kann man nicht mit Worten klären.

Spüren Sie schnell, ob es ein gutes Konzert werden kann?

Ja, man spürt sehr schnell, ob eine Verbindung da ist. Mir ist es auch schon passiert, dass ich gemerkt habe: Das wird nichts. Aber zum Glück nur selten. Die meisten Orchester sind sehr flexibel und anpassungsfähig. Ich gebe in letzter Zeit viele Meisterklassen. Und wenn man unterrichtet, hört man sehr genau zu, wie andere Menschen Stücke spielen, die man sehr gut kennt. Und man entdeckt Möglichkeiten, die einem nie in den Sinn gekommen waren. Viele davon sind nicht gut. Aber manche sind exzellent. Beides bringt einen zum Nachdenken. Denn wenn etwas nicht funktioniert, muss man klären, warum es nicht funktioniert. Das ist anders, als wenn man nur allein vor sich hin arbeitet. Ich habe immer schon unterrichtet, aber in den letzten Jahren mehr. Und ich glaube, ich bin dadurch ein besserer Zuhörer geworden. Die Musik, die wir spielen, ist großartig, aber ob sie wirklich gut klingt, hängt von winzigen Details ab, von vielen kleinen Details – und nicht von grundsätzlichen Entscheidungen wie dem Tempo. Zumindest ist das so in dem Repertoire, das mir am liebsten ist, und das sind nicht die großen Virtuosenstücke. Ich spiele in letzter Zeit viel Bach, und da denkt man stark über Polyfonie nach. Das strahlt dann aus zum Beispiel auf Chopin, der sich sehr an Bach orientiert hat. Er war ja nicht nur ein Komponist für die rechte Hand, wie Schnabel ihn genannt hat. Chopin hat sehr polyfon gedacht, und je mehr einem das bewusst wird, dass er eigentlich ein klassischer Komponist war – von großen romantischen Gefühlen, aber im Kern ein klassischer



Komponist –, desto besser spielt man seine Musik – finde ich zumindest.

Warum kommen Sie und Ihre Kollegen immer wieder zurück auf die wenigen großen Namen der Musikgeschichte wie Bach, Mozart und Beethoven?

Es gibt ja Gründe, warum diese Namen so groß sind. Ich werde nicht müde von ihnen. Aber ich würde auch nicht sagen, dass alles, was sie komponiert haben, gleich großartig ist. Ich habe den Beethoven-Zyklus lange nicht mehr gespielt, aber ich merke, dass ich zu bestimmten Sonaten immer wieder zurückkehre und zu anderen nicht. Die letzten acht Sonaten vor allem kann ich immer wieder spielen.

Ist es dennoch sinnvoll, alle Beethoven-Sonaten als Zyklus aufzuführen?

Ja, denn sie sind ja alle gut. Es gab einen sehr guten Pianisten, Claude Frank, der führte den ganzen Zyklus auf, aber eine Sonate, op. 54, wollte er nicht spielen, die mochte er nicht. Er hat das Publikum gefragt, ob es einverstanden sei, wenn er die Sonate auslässt und dafür eine andere wiederholt. Die Leute waren einverstanden. Ich finde op. 54 sehr schön, aber wir haben alle unsere Lieblingsstücke. Beethoven ist aus vielerlei Gründen außergewöhnlich, aber ein Grund ist sicherlich, dass alle seine Stücke individuell sind, von den frühen Stücken an. Mozarts Sonaten sind auch unterschiedlich, aber da gibt eine Art Familienähnlichkeit. Beethoven ging in seinen Sonaten in ganz unterschiedliche Richtungen, jede hat ihre eigene, starke Persönlichkeit. Aber dieses Gesamtwerk-Spielen ist schon etwas merkwürdig. Ich kann verstehen, warum Pianisten das ganze Wohltemperierte Klavier aufführen wollen, aber für mich wäre das nichts. Ich finde es völlig in Ordnung, sich Stücke herauszupicken, die einem wirklich am Herzen liegen. Man sollte alle studieren, aber man muss nicht alle aufführen. Lustig ist: Nach meinen Beethoven-Zyklen wollte ich

möglichst weit weg von Beethoven und fand mich plötzlich ganz fasziniert von Debussy – weiter weg geht es gar nicht bei den großen Komponisten. Ich spiele oft seine Préludes, die Images oder die Etüden.

Debussy ist der modernste Komponist, den Sie spielen.

Ja, fast. Ich habe tonale Ohren. Die hatte ich schon früh und bin sie nie losgeworden. Tonalität macht für mich einfach Sinn. Und das limitiert mich. Leider. Ich habe auch Musik gespielt, die nicht oder nicht komplett tonal ist, ich habe zum Beispiel einiges von George Perle aufgenommen, ich habe Alban Bergs Kammerkonzert einige Male gespielt, auch einiges von Schönberg. Vieles ist mir fremd geblieben, auch Bartók, den ich eigentlich bewundere. Am nächsten sind mir seine späten Stücke, von denen die Bartók-Liebhaber sagen, das sei nicht der richtige Bartók. Ich habe das dritte Konzert gespielt, und ich liebe das Konzert für Orchester.

Sie haben Ihren Beethoven-Zyklus in den frühen 90ern aufgenommen, und nach 25 Jahren ist er wieder aufgelegt worden. Wie war es, die Aufnahmen wieder zu hören?

Ich habe sie nicht gehört. Ich wurde auch gar nicht gefragt, das war die Entscheidung der Plattenfirma. Ich höre meine eigenen Aufnahmen nur während der Produktion, später nicht mehr. Es sei denn per Zufall. Ich war einmal beim Zahnarzt, und als ich auf dem Stuhl saß, lief ein Brahms-Intermezzo, op. 19 Nr. 2, er hat immer das Radio laufen. Am Ende sagte ich zu meinem Arzt: Das hat mir gefallen, vielleicht war das Lupu. Und dann sagten sie im Radio, dass es meine Aufnahme war. Ich war positiv überrascht, aber mein Arzt konnte überhaupt nicht begreifen, dass ich meine eigene Aufnahme nicht wiedererkannt hatte. Aufnahmen schaffen eine Distanz. Ich denke, der

beste Weg, Musik zu erleben, ist, sie zu spielen. Das Zweitbeste ist, sie live im Konzert zu hören. Aufnahmen zu hören ist erst die dritte Wahl.

Würden Sie gern nochmal den gesamten Beethoven aufnehmen?

Ich glaube nicht. Vielleicht würde ich einige Sonaten aufnehmen, mit denen ich jetzt lange gelebt habe und die mir nahe sind. Aber es besteht natürlich die Gefahr, dass es schlechter wird als beim ersten Mal.

Sie haben viele CDs aufgenommen – aber seit zehn Jahren keine mehr.

Das stimmt, nach den Beethoven-Konzerten mit Iván Fischer und dem Budapest Festival Orchestra habe ich aufgehört. Ich habe die Notwendigkeit nicht gespürt. Hinzu kommt: Ich habe alle meine Aufnahmen mit demselben Produzenten gemacht, Max Wilcox, über 30 Jahre hinweg. Er ist vor drei Jahren gestorben. Das spielt auch eine Rolle. ■

Hörempfehlungen

Beethoven: Sämtliche Klavier-sonaten; Nonesuch (erschieden 1993 und neu 2017; 10 CDs)

Beethoven: Sämtliche Klavierkonzerte; m. Budapest Festival Orchestra, Iván Fischer (2009); Nonesuch (3 CDs)

